



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

-er: Seydelmann`s Leben und Wirken.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Seydelmann's Leben und Wirken.

Unter diesem Titel hat der Professor Th. Nötischer, dem die Literatur schon mehrere treffliche dramaturgische Arbeiten dankt, ein Buch herausgegeben, das, interessant für jeden gebildeten Leser, insbesondere aber das Interesse aller Bühnenkünstler und Theaterfreunde in Anspruch nimmt. Dasselbe ist bei Alexander Duncker in Berlin erschienen und sauber ausgestattet. Wir wollen hier, wo uns weniger Schöpfung und Kritik als vielmehr Sammlung und geistvolle Redaction vorliegt, keine umfassende Beurtheilung liefern, sondern uns gleichsam mit dem Werke unterhalten, um das Publikum durch diese flüchtige Bekanntmachung zum Genuße des Ganzen anzuspornen. Wir lassen das Buch, im eigentlichsten Sinne, selbst für sich sprechen.

„Die große Bedeutung Seydelmann's," sagt der Verfasser in einem Vorworte, „war eine unbestrittene; selbst die ihn bekämpften, gestanden dieselbe ein.“ Und weiterhin: „Es ist der vollen Aufmerksamkeit werth, in unserer, an energischen, ihr Alles an eine Sache setzenden Persönlichkeiten armen Zeit einen Charakter vor sich zu sehen, in welchem jede Faser für einen idealen Lebensinhalt glüht, mit dem der ganze Mensch sich auf Tod und Leben energisch zusammengeschlossen hat.“

Das Carl Seydelmann nun ein solcher voller und fester Charakter war, beweist uns der Verfasser in der Biographie des Künstlers, welche sich, durch die am geeigneten Orte mitgetheilten Briefe aus den verschiedenen Epochen der Lehr- und Wanderjahre Seydelmann's, zu einem organischen Kunstleben vor uns gestaltet. Denn Seydelmann hat nicht, wie die meisten andern gebildeten und

hervortretenden Schauspieler Theaterstücke, dramaturgische Abhandlungen und Reflexionen geschrieben, sondern das ganze Treiben und Ringen seines in der That seltenen, tiefen Geistes nur zur Gestaltung dramatischer Charaktere gedichtet und nebenher in Briefen an seinen Sohn und seine Freunde ausströmen lassen. Was Göthe von Schiller sagt: „er setzte die Krone höchsten Strebens, das Leben selbst an das Licht des Lebens“ kann, und wohl mit mehr Recht, auf Seydelmann's Denkstein geschrieben werden. Er hatte eine reichere Seele, mehr schriftstellerischen Ausdruck und mehr Formsinnt als seine Collegen, aber er wollte nichts als ein großer Schauspieler werden. Alles momentane Glänzen im Halben war ihm zuwider: zu der Einen Würde und Geltung concentrirte er all' seine Lebenskräfte. „Seydelmann,“ sagt Rötcher, „reibt sich innerlich an dem verweislungsvollen Zustande seiner Kunst auf; sein Leben zeigt uns das Erliegen eines großen Charakters, welcher für seine Person zwar genugsam Ehre empfängt, aber nur zufrieden gestellt worden wäre, wenn er umgestaltend auf das Ganze hätte einwirken können. In ihm faßt sich der Widerspruch der Erkenntniß dessen, was Noth ist mit der Wirklichkeit im Gebiete seiner Kunst, in den großartigsten Zügen zusammen.“

Diese Briefe, dies zerstreute Tagebuch Seydelmann's, hat Rötcher seinem Werke als historische und charakteristische Unterlage gegeben und das Buch dadurch eben so angenehm wie anregend belebt. Was er sonst noch benutzt, lassen wir ihn selbst andeuten. „Wie viel,“ sagt er, „außer so manchen geistvollen Kritiken über viele der Schöpfungen Seydelmann's, Sinnvolles und Würdiges über den ganzen Menschen schon ausgesprochen ist, wobei ich unter Anderem an den von edler Wärme zeugenden Artikel Glasbrenner's in dem Theater-Lexikon von Blum, an den schönen Nachruf Laube's, an die geistvollen Erinnerungen an Seydelmann von Gukow erinnere, erkenne ich um so bereitwilliger an, als ich den Werth des Dargebotenen bei meiner Arbeit besonders zu würdigen Gelegenheit hatte.“ Hierbei wollen wir bemerken, was Rötcher's ehrende Bescheidenheit nirgend angegeben, wir aber aus bester Quelle wissen, daß Derselbe den größten Theil des Honorars für sein Werk der Wittve Seydelmann's überlassen und sich mit einer kaum der Erwähnung werthen Belohnung für die Redaction der mannichfachen Papiere, für seine

bedeutenden selbstständigen Arbeiten und die Ordnung und Schließung des Ganzen begnügt hat.

Carl Seydelmann ist, wie uns die Biographie mittheilt, am 24. April 1793 (nicht wie bisher überall irrthümlich angegeben 1795) zu Glas in Schlessen geboren. Sein Vater war ein bemittelter Kaufmann und des Knaben Neigung zum Schauspielthum keineswegs entgegenkommend; er verbietet ihm sogar das Lesen derartiger Bücher. Nichtsdestoweniger spielt Carl kleine Rollen auf dem Liebhabertheater seiner Vaterstadt. Er reißt zum Jüngling heran; der Haß gegen den fremden Tyrannen Deutschlands zieht ihn zum Militär, er wird 1810 Artillerist. Aber das Jahr 1812 läßt lange auf sich warten, Seydelmann fühlt sich unglücklich in der Knechtschaft für mögliche Freiheit: er desertirt. Er gibt in Troppau Elementarunterricht und rettet sich durch ihn vor äußerlicher Noth. Sein Vater, lange heftig erzürnt, wird endlich erweicht und bewirkt ihm die straflose Rückkehr unter der Bedingung des Wiedereintritts in seinem Regiment. Deutschland erhebt sich endlich, Seydelmann's Herz schlägt hoch, als er mit einer Abtheilung der Artillerie der Hauptarmee gegen Napoleon zugesendet wird. Eine heftige Krankheit befällt ihn, er muß in's Lazareth und wird später, besonders seiner schönen Handschrift wegen, zum BureauDienst verwendet. Die Lust zur Schauspielkunst aber kommt wieder gebieterisch über ihn, einflussreiche Männer befreien ihn auf legale Weise aus der Uniform — die seine Proteuskraft nicht bewältigen konnte, und der Graf von Herberstein ersucht ihn, das Personal seines Schloßtheaters zu Grafenort zu vermehren. Hier ist er glücklich, bildet sich nach allen Seiten hin aus und ringt nun darnach, das öffentliche Urtheil über sich als Schauspieler herauszufordern. Er wird, nach dem Tode seiner Eltern, an der Breslauer Bühne engagirt, wendet sich schnell vom Liebhabersache dem der Chevaliers und Naturburschen zu, erringt aber auch darin, seines mangelhaften Organs wegen, keinen lauten Erfolg. Dieser wird ihm erst 1819 in Gräg zu Theil, noch mehr 1820 in Osmüg; seine eigentliche Künstlerperiode beginnt aber erst in Prag. Herr von Holbein, damals Director des dortigen Stadttheaters, erkennt das große Talent Seydelmann's, eröffnet ihm weitere Kreise, unterstützt und fördert es in jeglicher Art, bis es so unverkennbar hervorstrahlt, daß der Casseler Director Feige dem Künstler ein lebenslängliches

Engagement bietet. Von Cassel geht Seydelmann nach Darmstadt, von dort nach Stuttgart, endlich nach Berlin, wo er, trotz des frischen Andenkens an die Heroen seiner Kunst: Iffland, P. A. Wolff, Lenne und Ludwig Devrient und trotz der kritisch-erregten Stimmung gegen ihn, den großartigsten Sieg erkämpft. Er spielt dreißig Mal hintereinander vor überfüllten Häusern; er wird, so viel böse Recensenten ihn auch unausgesetzt angreifen, mit Beifall, Blumen und Lorbeer überschüttet. Die letzten Phasen dieses bedeutenden Lebens sind unserm Publikum zu bekannt, als daß wir sie näher erörtern sollten. Carl Seydelmann stirbt am 17. März 1843; Tausende von Menschen, unter ihnen die Notabilitäten aller Kunst und Wissenschaft in Berlin, folgen der entseelten Hülle des großen Mannes bis zum Grabe auf dem neuen katholischen Kirchhofe vor dem Draniensburger Thore. Die Rolle des Advokat Wellenberger, des Künstlers letzte Leistung, wird auf den einfachen schwarzen, nur mit einem Lorbeerfranze geschmückten Sarg gelegt.

Der Biographie läßt Th. Rötcher eine dramaturgische Abhandlung „Seydelmann, der Künstler“ folgen, eine tiefdurchdachte, klarverständige Arbeit. Besonders geistvoll ist die Betrachtung, wie sich auch in den mimischen Meistern ihre jemalige Zeit spiegelt. Schon Shakespeare nennt im Hamlet den Schauspieler die „abgekürzte Chronik seiner Zeit.“ Fleck, Eckhoff, Schröder, Iffland, Ludwig Devrient und zuletzt Seydelmann werden uns als diejenigen Männer vorgeführt, aus welchen die verschiedenen Perioden deutscher Cultur und Lebensgestaltung reflectiren. „In Ludwig Devrient,“ sagt Rötcher, „faßte sich gewissermaßen die ursprüngliche, ununterworfenen Naturkraft des Genies noch einmal in ihrer ganzen Stärke zusammen, um mit dieser bedeutenden Individualität von einem Schauplatze abzuweichen, auf welchem der Geist, nicht minder wie in den übrigen Künsten, die Forderung der Bewältigung und Läuterung ursprünglicher Naturkraft gebieterisch geltend macht. Gegen diese mächtige, aus der Unmittelbarkeit dichterischer Anschauung allein schöpfende Individualität, gleichsam die höchste Potenzirung des Naturalismus, reagirte nun der Geist auf diesem Gebiete der dramatischen Darstellung durch die bedeutende Erscheinung Seydelmann's. In ihm gewinnt der in allen Formen des Lebens sich hervorthuende Kampf des Selbstbewußten, nach aller Freiheit und Klarheit ringenden Geistes gegen den

noch in instinktlischem Verhalten befangenen, noch an die Naturgewalten gebundenen Geist auf dem Felde der dramatischen Darstellung seinen erschöpfendsten Ausdruck. Indem der Geist überall in der Gegenwart danach ringt, in seiner letzten Wurzel sich seines Wesens bewußt zu werden und sich ganz in seine Gewalt zu bekommen, so treibt er auch aus demselben Boden in der dramatischen Darstellung die Richtung hervor, sich in seinem Schaffen selbstbewußt zu verhalten und durch vollständige Unterwerfung des bloßen Naturells dasselbe zum gefügigen Ausdruck einer universonellen Menschendarstellung umzuschaffen. Diesen Standpunkt repräsentirt Seydelmann."

Weiterhin — wir müssen hier natürlich viel Schönes und Treffendes übergehen — charakterisirt Herr Rötscher die Auffassungs- und Darstellungsweise Seydelmann's. Nichts, sagt er unter Anderm, widerstrebte ihm in seiner Kunst mehr als das Abstracte. Aber wenn Seydelmann der Gattungsgemeinheit auch ein ganz individuelles Leben gab, steigerte er in seinen reifsten Schöpfungen doch die Aeußerungen des individuellen Lebens zum Ausdruck der Gattungsgemeinheit. Sein Moor im Fiesko war nicht nur (wie bei andern berühmten Darstellern desselben) ein schwarzes, böshaftes, verschmitztes, heimtückisches Wesen, sondern auch eins, das den afrikanischen Boden an seinen Sohlen nach Europa mitgenommen hatte, so fagenartig rührig, von so dumpfer Wildheit, so sittlich stumpf, daß man, auch ohne die schwarze Farbe, dieser Unnatur einen außereuropäischen, glühenden Himmelsstrich, einen noch ganz unentwickelten sittlichen Weltzustand als Wiege vindicirt hätte. In dieser individualisirenden Kraft lag auch Seydelmann's außerordentliche Stärke, historische Figuren hinzustellen. Hier versöhnte er in der That die geschichtliche Wahrheit mit der poetischen. Sein Ludwig XI. und sein Cromwell waren große geschichtliche Gestalten, welche wieder auferstanden zu sein schienen und in ihrer gewaltigen Realität den Geist der Geschichte, wie er sich in ihnen einst zusammengefaßt hatte, verkörperten. Mit seinem Alba in Göthe's Egmont schritt der finstere Geist des religiösen und politischen Despotismus unerbittlich seine Schlachtopfer ergreifend und das erwachende Leben der jungen Freiheit erwürgend, über den Boden des frischen, lebensfrohen niederländischen Volkes hin. Sein Nathan war nicht nur sentenzenreicher Denker; Seydelmann machte den ganzen Gedankengehalt Nathan's so sehr zum

Ausdruck eines individuellen Menschen, daß der letztere nur von dem ersteren durchströmt war, und man dem Principe in jedem Momente den Herzschlag eines vollen, ganzen Menschen anfühlte." In gleicher Weise wird Seydelmann's Dominique, der gutherzige Polterer, Snylof, Antonio und Mephisto charakterisirt und in Betracht des Carlos und Marinelli auf des Verfassers „Cyclus dramatischer Charaktere“ verwiesen.

Den Schluß des Werkes bilden Aphorismen und Briefe Seydelmann's. Die letzteren, außer denen die zur Begleitung der Biographie und zur Charakteristik des Künstlers benutzt wurden — sind an den Baron von Goldner in Darmstadt, einen der intimsten Freunde des großen Mimen, an Guskow, an den Hofrath Teichmann, Secretär des Berliner Hoftheaters, an Glasbrenner und an Röttscher selbst gerichtet. Sie datiren sämmtlich aus den letzten Lebensjahren Seydelmann's und legen, um mit Röttscher zu sprechen, „das beredteste Zeugniß ab, wie der Mensch und der Künstler sich völlig in Seydelmann durchdrangen. Denn der erstere zeigt sich von jedem Begegniß und Eindruck künstlerisch berührt und der letztere empfindet alle künstlerischen Beziehungen als etwas von seiner ganzen Persönlichkeit Untrennbares. Daher die Wärme, der Schmelz der Empfindung und der Adel des Gemüths, welche in diesen Briefen walten. Er zeigt sich darin aller Töne mächtig. Der Sarkasmus in allen seinen Abstufungen, die weichste, zarteste Empfindung, wie der volle Strom der Begeisterung durchdringen sich in ihnen zu einem so reichen Farbenpiel, daß wir durch sie in jedem Moment den Eindruck eines ganzen Menschen, einer durch die Mitwirkung aller Geisteskräfte unablässig bewegten bedeutenden Persönlichkeit empfangen. In ihnen hält der Künstler der Sprache dem großen Schauspieler das Gleichgewicht.“

Wir geben nun aus diesen und frühern Briefen Seydelmann's einige Mittheilungen, die, wenig gewählt, sicher zur Bekanntschaft mit dem ganzen Buche anregen werden.

„Cornelius!“ ruft er in einem Briefe aus Stuttgart diesem Schauspieler zu: „ich hatte die Feder niedergelegt, das Herz voll des schmerzlichen Jammers über das verfehlte Leben, das nutzlose Mühen eines Schauspielers — da legt sich der Tumult im leicht verletzten und aufgeregten Gemüth, und die Thräne bitterster Wehmuth floß über

in die Thräne des Unrechts vor Gott — in die Thräne des Innigsten, innigsten Dankes! Daß wir erkennen, was wir sollten, daß wir sehen: ist es nicht eine Auszeichnung vor hundert Blödsichtigen, die sich des klaren Lichtes nie zu erfreuen haben? Sätze ich doch einmal nur, aber recht lange, zwischen Ihnen und Ihren würdigen Freunden! Hier aber — ach hier! Sie verstehen mich nicht — oder wollen mich nicht verstehen; sie wenden sich ab und — lächeln, die armen — reichen Leute! Mit meiner Frau schwage ich dann wohl manchmal aus der vollen bewegten Brust, allein — sie ist doch keine Schauspielerin und außs Hauswesen verstehe ich mich nicht. Da drücke ich denn meinen Jungen an mich, um mich wenigstens für einen Augenblick zu beschwichtigen und gehe in mein einsames Studirübchen. Dort sitz' ich trüb und schwer, bis die Bilder der Heroen unserer Kunst vor mir auftauchen, freundlich umstrahlt von himmlischem Glanze; — die Spannung der Seele läßt nach, meine Kraft erwacht und ich arbeite mit Gott und einem versöhnten Herzen!“

Aus einem Briefe an Gutzkow: „Dann spiele ich Ihnen auch den Schiller'schen Wallenstein, der jetzt das Leid meiner Tage beschwichtigen hilft. Ich verkrieche mich ordentlich in das reiche, reiche Geschenk unseres gottbegabten Sängers. Wenn mich nicht jede Hoffnung trügt, so werde ich — wenigstens ein anderer sein als Alle; ein ungewohnter, ob deshalb ein gern gesehener? Wollen warten. Himmel, über welchen allgemeinen Leisten spannt man auch diesen Wallenstein! Gestreckt, gerecht, von Kopf zu Fuß belebert, das Automatenmaul voll schöner Worte, im Paradeschritt herausgestoßen, ohne Blut und ohne Hirn: das heißt man Wallenstein. Und ich, Schwachgebörner, will stromauf zu schwimmen wagen? Ja! Voll Muth, dem Schlendrian zum Trotz, vielleicht auch zum Gelächter?! — Thut nichts! Mein Bundesgenosse ist der Dichter selbst.“

Von dünkelvollen dramatischen Dichtern schreibt Seydelmann an v. Goldner: „Ach was für Zeug muß man oft hinunterkauen und den Köchen gegenüber lächeln und sich glücklich preisen! Ist die Arroganz mittelmäßiger Schauspieler unerträglich oder die der Duzend-Dichter? — Und wenn dann bei allem Fleiß, bei aller Sorgfalt der Darstellung das (bescheidene) Meisterwerk doch nicht gefällt, bewirft man Garrik und das Publikum mit Schmutz.“ —

Hiermit correspondirt eine Stelle aus seinem Nachlasse: „Ist die Eitelkeit und Arroganz vieler Schauspieler groß, sehr groß, so werden sie darin von einer Anzahl dramatischer Dichter doch noch übertroffen. Man muß Gelegenheit gehabt haben, dies Riesenmaaß von Selbstliebe — diesen geistigen Staar kennen zu lernen, der dem Publikum da alle Wonnen des Paradieses verheißt, wo ein gesundes Auge nichts als die traurig-lächerlichste Armuth erblickt. Ich meine immer: sähen sich manche noch so eitle Schauspieler Komödie spielen, es ergriffe sie doch ein panischer Schrecken und sie liefen vor sich selbst davon. Gewisse Schriftsteller aber halten den Gorgonenblick ihrer Figuren nicht nur ganz gemüthlich aus: sie sind zum Voraus unsers glühenden Dankes gewiß, wenn sie uns würdigen mochten, ihrer immensen Schöpferkraft unsere tiefste Verehrung, unser ewiges Erstaunen zuzuwenden. Und sie haben zuweilen Recht, denn ich kenne Regisseure, die durch die spitzbübischnste Heuchelei, durch die hartnäckigste Anbetung der fadenspinnigsten Schriftsteller den eigenen Ruhm anbauen und sich einen Platz im Prunksaale der Unsterblichen zu erschwängeln wissen. Denn auch der armseligste Stückfabrikant ist, wie die Sachen heute stehen, immer noch ein Fürst als Recensent und Redacteur, und Mime merke Dir's: nur littera scripta manet. Zu solchem Schleichhandel habe ich die mir zugewiesene Regiestelle nie und nirgends herabgewürdigt, und freilich deshalb auch die Erwartungen so Mancher, die sich die „junge Literatur“ nennen, empfindlich getäuscht.“

Seinem Sohne sagt Seydelmann folgendes schöne Wort: „Ein Mensch, der Komödie spielt und uns nicht schon durch sich zu fesseln versteht, wird uns fatal. Ueberblicke das ganze Heer von Schauspielern und welcher von ihnen kann bleibend Deine Theilnahme erregen, wenn Du ihn nicht auch außer der Bühne Deiner Aufmerksamkeit werth finden kannst? Darum gibt es so selten einen tüchtigen Schauspieler, weil tüchtige Menschen selten sind. Ist es nicht der innere Reichthum, oder die innere Armuth, die wir Bühnenleute in jedem Blick, in jeder Bewegung, in jedem Accent zur Schau tragen? Alles an uns wird zum Spiegel unsrer Seele und — hinc illae lacrimae! Das beste Mittel, edel zu erscheinen, ist edel zu sein.“

„Oher gibt ein armseltiges Clavier eine Melodie wieder, als ein dummer Schauspieler ein feines, fluges Wort.“

„Das Reich der Kunst ist kein Schlachtfeld, auf dem blinde Wuth und Verzweiflung mit dem Rufe: „Samiel hilf!“ nach dem Siegestranze zu ringen haben. Das helße, geängstigte Blut eines Bedrängten ist das Gegentheil von dem, was den Künstler erfüllen soll. Dieser bedarf der geläuterten, vom Verstande klug und zweckmäßig beherrschten, heiligen Flamme.“

„G. machte damit, was man so „dummes Zeug“ nennt, und davon bin ich selbst, wenn es die Posse betrifft, kein Freund. Die Schauspieler dürfen keine Narren sein, die Handlung — das, was sie treiben, bildet das Belachenswerthe, Lustige. Je ernster, je naturgemäßer, je solider sie die Richtigkeiten ihres Alltagslebens darstellen, je wahrheitsgemäßer sie sich dabei gebärden, je größeres Vergnügen hat dabei der gebildete — und ungebildete Zuschauer. Denke an eine drollige Volksescene, der Du da oder dort beiwohnen konntest. Was reizte Dich am meisten zum Lachen? Der Ernst, mit welchem Du die Leute sich benehmen sahst. Sei überall natürlich, wahr! Sei unbesorgt um den komischen Effect; ungerufen kommt er am willigsten.“

Einen Schauspieler P... charakterisirt Seydelmann vortrefflich folgendermaßen: „Herr P. sieht noch immer aus wie eine auf den Schwanz gestellte Sardelle, und seine Töne klingen wie eine Sardelle ausfieht: dünn, sehr dünn und scherbenartig. Dabei hat er jene kleine, fire Haarträuslerbeweglichkeit in allen tausend Gliedmaßen, daß man meint, es würde Alles durcheinander gebeutelt: Wort, Blick und Gebärde. Trotz des schwarzen Frackes und der häufig gebrauchten Vornette sah ich ihn doch immer nur, als wär' er im Vorzimmer und äffe die vornehmen Herren im Saale nach.“ — An einer andern Stelle: „Daß Herr P. im Augenblicke, als er, in tiefer Mitternacht, vom Lager aufgeschreckt, an's offene Fenster tretend, Glacehandschuh' anhatte, fand ich der Würde eines Hoftheaters äußerst angemessen.“

„A. W. Schlegel wird doch Recht haben, wenn er sagt, daß nichts seltner sei als ein großer Schauspieler. Und wer es weiß, was Alles dazu gehört, kann er von sich glauben, daß er einer sei? Aber rechte Liebe zur Kunst, Talent und gesunder Verstand können

ihn dem Ziele nähern. Doch muß er sich von jenem bunten Lappeten — von dem Wörtchen „genial“ nicht irritiren lassen. Wunderbar, daß ein so kleines Wort noch immer der Irrwisch ist, der Leute zu Schafsköpfen verkehrt, die sonst ganz gescheidte und liebe Kerle sind. Es möchte sein, wenn die Sache nur nicht dabei litte! Denn kaum weiß sich ein schwindelnder Priester der Kunst ein „Genie“ genannt, gleich wirft er Alles von sich ab: Fleiß, Studium, Bescheidenheit und Vorschrift; ein schrankenloser Narr, in puris naturalibus, stolziert er hin und was er fallen läßt, heißt — genialer Wurf, und Shakespeare, Göthe und Schiller mögen sich bei ihm bedanken. Arme Kerle, diese Dichter! Wozu sie Tage, Wochen und Jahre brauchten, das macht ein solches Blitzgenie von Sechs bis Neun nach, und besser! Dazu haben diese Wichte so viel Zeit, und wie sie diese — und dazu sich selbst versudeln, ist bekannt.“

„Künstlerische Ruhe ist ein warmer Heerd, an dem sich Leib und Seele wärmen und behaglich fühlen; die Ruhe aber der meisten Schauspieler ist nur ein gemalter Kamin.“

„Wir gingen viel herum, den ganzen Nachmittag, zuletzt besahen wir uns wieder das Theater. In zwei Nischen, rechts und links beim Eingang zu der Kasse, sitzen Schiller und Göthe. Schöne Figuren! Im Geiste ihrer Dichtungen aufgefaßt und sehr gut ausgeführt. Schiller scheint sich vom Sitze zu erheben, Kopf und Blick und rechten Arm den Sternen zugewendet, während seine Linke sich mit einem großen Buche auf das Bein stützt. Der Ausdruck des Gesichts spricht von frommer, kräftiger Begeisterung: Alles in ihm strebt zu Gott und hebt uns mit. Ich habe von keinem Bilde Schiller's einen wohlthuenderen, tieferen Eindruck empfangen, als von diesem „Bilde von Stein.“ Dagegen Göthe! So viel älter dargestellt als der zu früh gestorbene Schiller. Diese feste, stolze, freie Ruhe! Wie ein Gott der Erde sitzt er da und scheint uns ihre Räthsel, ihre Wunder zu erklären, ernst und mild!“

„Guzkow, Sie hatten sehr Recht, als Sie sagten: man finde und erkenne mich nur auf der Bühne: Dorthin, auf die schmale Grenze, wo Ideal und Wirklichkeit sich freundlich kummervoll umschlungen halten: dorthin hat das Leben mich zurückgedrängt: nur dort bin ich Ich selbst, sonst überall nur ein Theil von mir, verschüchtert, kalt, zerstückt. Und ich will nicht klagen. Wohl dem, der eine Zufluchts-

stätte hat; der sie so klar erkennt die Heimath seiner Seele, und zugleich den Platz, wo alle seine Kräfte wirken — wirken dürfen, ohne Fessel, frei! O ich fühl's, ich bin ein Glücklicher — durch Schmerz!"

Sehr reizvoll spricht S. über einen bekannten Philosophen: In Carlsbad habe ich S.'s Tochter gesehen und auch ihn. Ein alter, unscheinbarer Blumentopf, und drin ein schönes — wunderschönes Röschen! Töchterlein und Vater. Ob das schöne Röschen duftet? Des Topfes Erdreich läßt es uns vermuthen. Daß das Röslein seine Schönheit und den väterlichen Reichthum kennt, ließt sich aus jedem Blättchen der von Käfern wild umsummten Blume. O der alte S. wird die Berliner vielfach beschäftigen, die Gaffer wie die Prüfer. Er scheint, trotz höchsten (irdischen) Schutzes, doch nicht ohne Beklommenheit auf den sandigen Kampfplatz hinzublicken. Ahnt er seines Lebens wichtigsten Moment? Schmal ist die Stelle Gegenwart, und hohe Jahre bringen schwankende Bewegung. Wie die Zukunft hienieden nur noch ein kurzer, matter Schritt ist, thut er nicht am klügsten, sich die Vergangenheit zu retten?

An Glasbrenner: „Leipzig, den 8. Juli 1841. Wie man mich immer als „Mimen“ lobt, damit man den Seydelmann desto tiefer hinabtreten dürfte! „Glaubst Du, dieser Adler sei Dir geschenkt?“ Nichts umsonst auf diesem jüdischen Marktplatze: Welt! — Sagen Sie mir's doch auch, Glasbrenner („Freund“ darf ich Sie in dieser Verbindung wohl nicht nennen —?) Sagen Sie mir's doch, daß ich „schlecht, grundschlecht“ sei. So rund nm, liebevoll über mich aufgeklärt, wird es doch endlich Tag in mir werden. Dann bin ich, wie Richard „ich selbst allein!“ aber — kein König. Wenn ich König wäre — o Gott!!

Um 3 Uhr fahre ich nach Dresden und will dort schnurstracks in's neue Theater gehen. Freitag Nachmittag gedenke ich hieher zurück zu fahren, um endlich einmal den im „Faust“ zu sehen, den ich immer nur darin gespielt habe. Dazu: Döring. Ich werde Ihnen dann schreiben, was ich gewonnen habe. Gewinnen werd' ich jedenfalls, sollt' ich auch verlieren. Wenn ich früherem Eindrücke in Beziehung auf meinen „Doppelgänger“ nicht zu treu bin, ist Dörings Natur, ganze Art und Weise eine ächt theatralische. Döring ist weit amüsanter. Ich könnte es in gleichem Grade sein, da ich mich im Besitze von allen Mitteln dazu fühle; allein — mir fehlt dazu der

Muth! — — Mein Muth hüllt sich gern in ernstes, tiefes Schwarz; der Muth meines Rivalen steckt in bunterem Kleide. Und zwet so durch und durch verschiedene Menschen koppelt man zu armseligen Vergleichen an einander. Uns trennt mehr als die Deichsel.“

„Fanny Elster,“ schreibt S. in einem Briefe aus Berlin, „eine ächt österreichische Künstlerin, ein Liebling des greisen Metternich, der sich auf beruhigende Naturen versteht, tanzt in unsre politischen, philosophischen, ästhetischen und strengwissenschaftlichen Kreise so schalkhaft-kühn hinein, daß sich ihr die Fäden aller der Gespinste wie zum Schleier weben, unter dem sie drollig-lockendes Verstecken spielt. Nicht weniger als dreimalhunderttausend Leute suchen sie. Doch ob sie Jemand hascht, dem sie zugleich den Schleier überläßt — ? Ich möchte es nicht wissen, weil ich nicht gern neidisch bin.“

Wir schließen diese Mittheilungen mit einem Briefe, den Seydelmann am 5. Januar 1843, zwei Monate vor seinem Tode, an Glasbrenner schrieb: „Ich bin gewiß schon halb todt, denn ich erhalte Liebeszeichen und Beweise von „aufrichtigster Achtung“ von Personen, die mich bisher nichts Aehnliches erwarten ließen. Auch höre ich, man spräche gut von mir. So machen Sie sich denn gefaßt zu lesen: Seydelmann ist todt. Nur den Jago möcht' ich noch spielen! Spiegle ich ihn ab; wie er in mir lebt, so werd' ich noch einmal von Nutzen sein, so nützlich wenigstens, als ein Bericht in der Berliner Spitzbubenzeitung. Woher nur mein immer wacher Appetit, die Nachtseite unserer lieben Natur an's Licht zu führen! Können Sie mir das zum Abschied sagen? Bitte, thun Sie es! Ich habe während meines (unjubilirtten) 25jährigen „Lebens in dem Bilde des Lebens“ große Worte großer Männer, die ich gespielt, mit stolzer erfüllter Seele nachgesprochen; ich liebte mich und alle Welt, wenn ich den Ausbund aller Lebenswürdigkeit und Menschenweisheit, Lesfings jugendlichen Nathan in mir aufnahm; ich war grundehrlich mit dem Ehrlichen, Narr mit dem Narren; ich lachte mit dem Lustigen und war verliebt in jedes Alter und in alle Farben: aber nur, wenn es der Sünde galt, der offenen und verkappten, fühlte ich jede Kraft des Lebens in mir wach; mein ganzes Wesen stellte sich zum künstlerischen, bitter süßen Kampfe mit der lieben Welt. Der Gleißnerei das schlau versteckte Innere herauszudrehen; dem Tölpel in's Gehirn zu leuchten, daß er Andre und sich erkenne; den Star-

ken, Sichern, Stolzen aufzuschrecken, daß er nicht mehr albern träume; den Guten warnen vor des Augenblickes Macht; durch Unrecht Recht — durch Lasterhaftigkeit das Gute fördern; das Alles thun zu dürfen auf dem Wege schöner Wahrheit — der Kunst: das war meines Lebens Glück, und der Himmel lasse mir's noch einige Jahre! Nicht? Sie sagen: Ja! Aber, aber — meine Uhr scheint abgelaufen und ich soll an einem Fehler meines Herzens sterben. Ohne Scherz! — Der Tod stellt sich zu meinen Feinden, die immer sagten, daß ich als Mensch nichts werth sei. Warum habe ich mir so selten in die Briefftasche gucken lassen! Neugierig, wie sie sind, und geborne Denunzianten, haben sie sich den Inhalt selber gemacht. Einigen Widerspruch wird's aber geben, und so sei den Wackern denn der Spaß vergönnt.“ — er.